



IGOR VON PERCHA

*Christina Maria*  
UND DIE  
PETERSBURGER  
NÄCHTE

Weltbild

Endlich scheint in das von endlosen Wirren erschütterte Leben der Gräfin Christina Maria Ruhe und Glück einzukehren: Zu Weihnachten 1911 will sie ihre große Liebe, Fürst Richard Arnsberg, endlich heiraten. Doch eine düstere Warnung aus Petersburg, wo ihr Geliebter sich aufhält, geht ihr zu – und nur Tage später ist er spurlos verschwunden. Christina beschließt, auf eigene Faust nach ihm zu suchen. Mit ihrem Sohn reist sie nach Russland, und gerät schon bald in die Strudel der Revolution.

## **Christina Maria Trilogie**

1. Das Geheimnis der Gräfin von Albassy
2. Christina Maria und der Fürst
3. Christina Maria und die Petersburger Nächte

Igor von Percha

# Christina Maria und die Petersburger Nächte

Roman

**Weltbild**

## **Der Autor**

Igor von Percha, eigentlich Igor Šentjurg, wurde 1927 in Slovenjgradec in Slowenien geboren. Er wurde ½ Jahr vor Ende des 2. Weltkrieges eingezogen und kam als Flak-Helfer nach Österreich. Nach dem Zusammenbruch war er in seiner Heimat zunächst als Sportreporter und Journalist tätig. Anlässlich einer Reise emigrierte er 1953 über Österreich in die Bundesrepublik. 1954 wurde er als politischer Flüchtling anerkannt und fand Arbeit als Redakteur bei einer Illustrierten des Holtzbrinck-Verlages in Stuttgart; gleichzeitig begann er mit der Niederschrift seines ersten Romans Der Teufel braucht Liebe. Ab diesem Jahr lebte Šentjurg mit seiner Familie am Starnberger See (deshalb auch sein späteres Pseudonym „Igor von Percha“ für seine historischen Romane) und war fast ausschließlich als freier Schriftsteller tätig. Nur gelegentlich arbeitete er für Magazine, Zeitschriften (z.B. Reisereportagen) und fürs Fernsehen (Drehbücher). Kurz vor seinem 69. Geburtstag (1996) starb er unerwartet an Herzversagen. Seine Werke erreichten eine Gesamtauflage von über 10 Mio Exemplaren und wurden in viele Sprachen übersetzt.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Igor Šentjurc Erben

Die deutsche Erstausgabe ist 1967 im Lichtenberg Verlag erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München [www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-376-2

Wie könnte es anders sein – in London regnete es.

Der Sommer 1911 war, wie alle Leute versicherten, regnerischer als die Sommer seit zehn oder zwanzig Jahren. Allerdings behauptet man das in London jedes Jahr.

In den Nachmittagsstunden des 11. September hielt in einer stillen, vornehmen Straße des Westends eine Pferdedroschke an. Ein mittelgroßer, schwächlicher, etwa dreißigjähriger Mann in einem schwarzen Umhang fremdländischen Zuschnitts stieg aus und blieb unter einer Platane am Straßenrand stehen. Eine Weile blickte er unentschlossen zu dem Haus hinter einem schmalen, gepflegten Vorgarten auf der anderen Straßenseite, einem jener typischen englischen Herrschaftshäuser, die sich aufs Haar gleichen und von denen dennoch jedes eine eigene, unverwechselbare, auf Distanz bedachte Individualität besitzt.

Millicent Str. Nr. 10.

Ein Automobil fuhr vorbei, ganze Wasserfontänen beiseiteschleudernd. Der Fremde wich zurück, stieß eine Verwünschung aus, blickte zum Himmel mit den tiefen Regenwolken, lief über die Straße und klingelte am kunstvoll geschmiedeten Gartentor.

Der große Butler mit dem stillen Gesicht hob kaum merklich die rechte Augenbraue, als er merkte, dass der Besucher keinen Regenschirm trug; ein fast unsichtbares Zeichen von Missbilligung, wie es nur englische Butler fertigbringen.

»Sie wünschen, Sir?«

»Ich möchte Gräfin Golay sprechen«, sagte der Fremde in einem fehlerlosen Englisch, doch mit einem starken, singenden Akzent. Er nahm den Kneifer mit den dicken, beschlagenen Gläsern ab und blinzelte den Butler kurzsichtig an.

»Werden Sie erwartet, Sir?«

»Nein, natürlich nicht. – Aber warten Sie. Geben Sie ihr bitte meine Karte.«

Der Butler nahm die leicht zerknitterte Visitenkarte mit spitzen Fingern entgegen. »Sehr wohl, Sir. Darf ich fragen, in welcher Angelegenheit Sie Mylady zu sprechen wünschen?« Er blickte auf die Wasserpfütze auf dem blank gebohnerten Parkett, die sich um die Füße des Besuchers gebildet hatte, und hob die linke Augenbraue an.

»Das dürfen Sie nicht«, sagte der Fremde trocken, und seine Stimme hatte die zögernde Unentschlossenheit von vorhin verloren. Sie war scharf und ungeduldig, und seine dunklen, leicht vorstehenden Augen blickten den Butler befehlend und zugleich mit einem Ausdruck beißenden Spottes an. »Nun?«

»Sehr wohl, Sir.« Der Butler fügte sich. Er legte die Karte auf ein silbernes Tablett, nahm dem Besucher den nassen Regenumhang ab, führte ihn in den Salon und machte sich auf den Weg zur Gräfin.

Der Besucher blickte ihm nach, bis er verschwand. Seltsame Menschen, diese englischen Butler! Perfekt in ihrer Art. Und doch – ein Anachronismus. Überbleibsel vergangener Zeiten. Diener. Knechte. Sklaven einer absterbenden Gesellschaft. Besonders bedauernswert, weil sie ihr Sklavendasein nicht als solches erkannten. Im Gegenteil. Sie waren sogar stolz auf ihre Stellung in der gesellschaftlichen Hierarchie, da sie ihnen eine gewisse Macht einräumte. Ein Leben im Schatten. Nein, nein, mit

englischen Butlern könnte man keine Revolution machen ...

Dieser Gedanke belustigte den Fremden. Er schüttelte den Kopf mit dem dichten, ungebärdigen Haar, sein schmaler Mund über dem schwarzen Spitzbart verzog sich zu einem flüchtigen Lächeln. Dann trat er ans Fenster und schob den Vorhang beiseite. – Regen.

Dieser schreckliche englische Dauerregen. Wenn er dagegen an den heißen, hellblauen Sommerhimmel mit den dahinsegelnden weißen Haufenwolken in Russland dachte! Die weißen Nächte in Petersburg, die glitzernde Wasserfläche der Newa, geschmolzenes Silber im Licht des Mondes ... Petersburg, die große, herrliche und doch so grausame Stadt an der Newa ...

»Herr Badensky?«

Der Besucher fuhr herum. An der Tür stand eine schlanke Frauengestalt in einem eleganten, dunklen Nachmittagskleid. Ihre großen Augen blickten den Mann am Fenster fragend an.

»Sergei Alexandrowitsch Badensky.« Der Fremde verbeugte sich linkisch. »Habe ich die Ehre, mit Gräfin Christina Maria von Golay zu sprechen?«

Christina nickte. Die umständliche Art des fremden Mannes entlockte ihr ein kleines Lächeln, das die Steifheit der Atmosphäre milderte. Sie machte die Tür zu und kam heran.

Der Fremde wartete, bis sich Christina setzte, und ließ sich dann ihr gegenüber in einem Fauteuil nieder. »Mein Kompliment, Gräfin«, sagte er dann, während er seinen Blick durch den Salon gleiten ließ, über die schweren Möbel, die seidentapezierten Wände mit Bildern englischer Landschaften, den mit grauem Marmor eingefassten Kamin, die kostbaren Teppiche ... »Es ist Ihnen gelungen, in die frostige englische Atmosphäre einen Hauch österreichischer Gemütlichkeit zu bringen. Ich darf mir ein Urteil darüber erlauben, da ich längere Zeit in Wien verbracht habe. Dort habe ich auch den Mann kennengelernt, über den ich mit Ihnen sprechen möchte – im Café Central, dem Treffpunkt der Literaten, Philosophen und Emigranten ... Kennen Sie es?«

»Ich habe es nie besucht.«

»Sie haben nicht viel versäumt, obwohl es manchmal recht amüsant zuing. Das fand auch Fürst Richard von Arnsberg.«

»Richard?« Christina richtete sich plötzlich in ihrem Sessel auf. Den Kopf hielt sie leicht zur Seite geneigt, ihre Augen waren wach und aufmerksam, während sie den Fremden musterte.

Ein dunkles, hageres, fast hässliches und doch seltsam faszinierendes Gesicht, das Kraft und Energie ausstrahlte. Das asketische Gesicht eines Ignatius von Loyola oder Savonarola, in dem Leidenschaftlichkeit und Entbehrungen tiefe Spuren eingegraben hatten. Wer war er? Was wollte er von ihr?

»Seinetwegen bin ich hier. Er befindet sich zurzeit in Russland, nicht wahr?« Der Fremde setzte seinen Kneifer ab, holte aus der Tasche ein Taschentuch und begann die dicken Gläser umständlich zu reinigen.

»Ja, in Petersburg. Aber warum?«

»Sie wollen ihn Weihnachten heiraten?«

»Ich verstehe nicht, was Sie mit diesen Fragen bezwecken, Herr Badensky.«

»Ich werde es Ihnen erklären, Gräfin.« Der Fremde setzte den Kneifer wieder auf, beugte sich vor und blickte Christina einen Augenblick schweigend an. »Sie haben vor, ihn zu heiraten«, sagte er dann, jedes Wort betonend. »Sorgen Sie also dafür, dass er so schnell wie möglich Russland verlässt. Er muss sofort Petersburg verlassen, verstehen Sie: Sofort!«

»Aber warum?« Christina schwieg verwirrt. »Woher wissen Sie das alles?«

»Es ist meine Aufgabe, viel zu wissen, Gräfin. Sagen wir – aus Selbsterhaltungstrieb. Unterstellen Sie mir keine sentimentalischen Motive. Fürst Arnsberg bedeutet mir nichts. Im Gegenteil. Er gehört zu den Leuten, denen wir einen bedingungslosen Kampf angesagt haben.«

»Sie sprechen in Rätseln. Wem haben Sie Kampf angesagt? Wer ist das – wir?«

»Nun, sagen wir einfach – wir russischen Revolutionäre. Sehen Sie, ich spreche offen zu Ihnen. Meine Warnung entspringt einem einfachen rechnerischen Kalkül. Fürst Arnsberg ist mit dem russischen Ministerpräsidenten Stolypin befreundet. Er hat Stolypin bei der Verfassung landwirtschaftlicher Reformvorschläge in den letzten Jahren geholfen. Wenn es nach Richard von Arnsberg ginge, wären wir in Russland schon viel weiter. Dadurch hat er sich – genauso wie Stolypin – die Feindschaft gewisser reaktionärer Kreise am Zarenhof zugezogen, die von Zarin Alexandra unterstützt werden. – Können Sie – mir folgen, Gräfin?«

»Bis jetzt – ja.«

»Ausgezeichnet.« Der Fremde nickte. »Die treibende Kraft und zugleich die mächtige Stütze dieser Kreise ist die Geheimpolizei des Zaren, die Ochrana. Sie ist es auch, die nach unseren Informationen einen Schlag gegen Stolypin und seine Freunde und Mitarbeiter vorbereitet. Einen Minister und selbst den Ministerpräsidenten kann man absetzen oder zwingen, zurückzutreten. Was aber soll man mit einem angesehenen Ausländer tun? Ihn ausweisen? Unter welchem Vorwand? Und was dann, wenn dieser Ausländer zu allem Überfluss auch noch im Besitz von Informationen ist, welche die Ochrana und einige dem Hof sehr nahestehende Persönlichkeiten schwer kompromittieren? Man hat also gar kein Interesse daran, ihn außer Landes zu schicken. Man muss versuchen, ihn mundtot zu machen. Auf das Wie, Gräfin, auf das Wie hat sich die Ochrana seit je ausgezeichnet verstanden.«

»Sie meinen ...« Christina sprach nicht weiter.

»Sie haben recht, Gräfin«, nickte der Fremde. »Mord. Aber zuvor ...«

»Aber wenn Sie das alles wissen, wenn Sie meinen, ihm drohe Gefahr, warum warnen Sie ihn nicht?!«, rief Christina. »Warum kommen Sie zu mir?«

»Wir haben es getan, aber es hat nichts genützt. Er ist ein sehr energischer, sehr eigenwilliger Mann.«

»Und Sie glauben, ich ...«

»Er liebt Sie«, sagte der Fremde einfach. »An jedem Wort, das Sie zu ihm sagen, hängt das Gewicht seiner Liebe.«

»Ja, ja, sicher«, sagte Christina hilflos. »Vielleicht haben Sie recht. Aber ich kann nicht glauben ... Man kann ihn doch nicht einfach ... Fürst Arnsberg ist ...«

»Von hoher, sozusagen fürstlicher Geburt, wollten Sie sagen«, unterbrach sie der Mann ungeduldig. »Aber das ist diesmal nicht so wichtig. Hin und wieder hackt eine Krähe der anderen doch die Augen aus.«

»Was soll ich denn tun?«, fragte Christina in die beklemmende Stille, die den leidenschaftlichen Worten des Fremden folgte.

»Was Sie tun sollen?« Der Fremde zuckte mit den Schultern. »Wer ist erfindungsreicher als eine Frau? Schicken Sie ihm sofort ein Telegramm. Schreiben Sie, dass Sie schwer erkrankt seien, lügen Sie ... Was bedeutet schon eine Lüge gegenüber der Tatsache, was mit ihm geschehen könnte? Tun Sie, was Sie für richtig halten, Gräfin. Nur – tun Sie etwas.«

Der Fremde stand auf, verbeugte sich leicht und ging zur Tür. Dort blieb er noch einmal stehen und drehte sich um. In seiner Stimme spürte Christina zum ersten Mal eine Spur menschlicher Wärme, als er sagte:

»Sie tun es für uns, aber zuallererst tun Sie es für ihn. Und glauben Sie mir bitte: Jedes Wort, das ich gesagt habe, entspricht der Wahrheit. Hoffentlich ist es nicht zu spät!«

So wie er jetzt dastand, so behielt ihn Christina in Erinnerung. Das Gesicht eines Emigranten, eines Berufsrevolutionärs, das Jahre später auf den ersten Seiten der Zeitungen abgebildet werden sollte unter seinem richtigen Namen:

Leib Bronstein, besser bekannt als Leo Dawidowitsch Trotzki.

Am nächsten Morgen, am 12. September 1911, als Christina die Schlagzeilen über die Ermordung des russischen Ministerpräsidenten Peter Arkadjewitsch Stolypin las, entschloss sie sich, unverzüglich ein Telegramm nach Petersburg zu schicken:

... Deine Anwesenheit in London dringend erforderlich – stop – erbitte Dein sofortiges Kommen – stop – alles andere mündlich – Christina.

»Ist etwas geschehen, Chéri?«, fragte Madame Tibot, Christinas langjährige Gesellschafterin und Freundin, beim Frühstück, nachdem Christina den Butler mit dem Telegramm weggeschickt hatte.

Die ersten Sonnenstrahlen nach langer Zeit durchbrachen die Wolken und fielen in das helle, freundliche Frühstückszimmer, vergoldeten den Tisch, funkelten in der silbernen Teekanne und ließen die Rosen in der Kristallvase in einem herrlichen satten Gelb aufleuchten.

»Nein, nein, es ist nichts, Madame.«

»Wirklich nicht?« Madame Tibot blickte Christina prüfend an. »Du kannst mir nichts vormachen, Chéri!«, sagte die Französin resolut. Und dann: »Ist es wegen – Richard? Ja? Na, sag schon!«

Aber Christina gab keine Antwort. Ihre Augen nahmen einen seltsam abwesenden Ausdruck an.

»Gospodin pomilui ...«

Die tiefe Stille in der Krypta des Feodorowsky Sabor, der Kirche des russischen Garde-

Kavallerieregiments in Zarskoje Selo, wurde durch einen langen, zitternden Seufzer unterbrochen. Eine Stimme erhob sich, stieg zu dem schweren, kahlen Gewölbe, füllte den düsteren, nur von einigen Öllämpchen erhellten Raum.

»Erbarme Dich meiner, Herr! Lass uns, Deine hilflosen Kinder, nicht im Stich. Gib uns die Kraft, mit unserm Schicksal und unseren Feinden fertigzuwerden, zu Deinem Ruhm, o Herr! Unsere Tage sind voller Unheil, und der Zar ist schwach und wankelmütig. Lass mich stark sein, Herr, für ihn und für unseren Sohn. Gib mir das Zeichen, Herr, o Herr, erhöre mich, erhöre mich!«

Die Schultern der schwarz gekleideten Frau, die auf den nackten Steinfliesen der Krypta lag, bebten. Sie hob den Kopf und starrte mit heißen, trockenen Augen zum Altar. – Eine schmale, zerbrechlich wirkende Gestalt, mit einem weißen, strengen, wie aus Stein gemeißelten Gesicht und dunkel umschatteten, verzweifelten Augen. – Die Zarin.

Sunshine, mein Sonnenschein, nannte Zar Nikolaus II. seine Frau Alexandra Feodorowna. Dieser zärtliche Name war ihr seit ihren Mädchenjahren geblieben, als sie, eine hessische Prinzessin, noch keinen Augenblick daran gedacht hatte, eines Tages die Kaiserin des riesigen russischen Reiches zu werden.

Es wird Unheil aller Art über Russland hereinbrechen unter der Regierung des Zaren, welcher der letzte sein wird in diesem Jahrhundert und der erste im nächsten. Krieg wird es geben, Aufstand, Krankheit und Mord. Und rotes Blut wird die heilige russische Erde färben ...

Das prophezeite der Wundermönch Seraphim aus Sarow über die Regierung des letzten russischen Zaren, hundert Jahre bevor Nikolaus II. die Nachfolge seines Vaters Alexander III. antrat.

»Als ich von dieser Prophezeiung hörte, lachte ich darüber«, sagte die Zarin einmal zu einem ausländischen Diplomaten. »Es wäre besser gewesen, ich hätte sie ernst genommen. Der heilige Seraphim hatte hundertfach recht, tausendfach!«

Doch alles hätte sie ertragen können, alle Schicksalsschläge hätte sie standhaft und demütig über sich ergehen lassen – wenn nur ihr Sohn Alexei, der Zarewitsch, gesund gewesen wäre!

Schon bald nach seiner Geburt in den Kriegswirren des Russisch-Japanischen Krieges, im Jahr 1904, hatte sich herausgestellt, dass Alexei an Hämophilie litt, der Bluterkrankheit. Sein junges Leben bestand aus ständiger Angst und Qualen. Blutungen, die schon bei der kleinsten unvorsichtigen Bewegung auftraten, brachten ihn stets in Lebensgefahr.

In ihr Gebet vertieft, hörte die Zarin nicht, wie über die Treppe langsame, schwere Schritte in die Krypta kamen. Aus der Dunkelheit löste sich die große, vierschrötige Gestalt eines Mannes und blieb unter der Treppe stehen.

»Herr, erbarme Dich meiner ...«

Unbewegt hörte der Mann der flüsternden Stimme der Zarin zu. Seine kleinen, hellen Augen in dem knochigen Gesicht mit der großen, vorspringenden, von Blättern entstellten Nase glitzerten im Licht der Öllampen. Sein langes, nachlässig gescheiteltes Haar fiel ihm

bis auf die Schultern, die blassen Lippen verbargen sich unter einem ungepflegten, strähnigen Bart. Er trug ein einfaches, durch einen Lederriemen zusammengehaltenes Bauernhemd, weite Hosen und schwere Stiefel. Die an der Brust gefalteten Hände waren groß, knöchern, mit langen kräftigen Fingern.

Rasputin.

Der heilige Staretz, der ›alte Mann‹, wie ihn das Kaiserpaar und seine Bewunderer und Anhänger nannten. Der Antichrist oder der leibhaftige Teufel, wie sich seine Gegner zuflüsterten. Der rätselhafte, unheimliche Bauer, der aus der Weite Sibiriens gekommen war, um mehr und mehr Einfluss auf die Geschicke Russlands zu nehmen, bis er zu einer der mächtigsten und umstrittensten Persönlichkeiten der russischen Geschichte wurde.

»Gospodin pomiluj ...«

»Verfolge den Herrn nicht immerzu mit deinen Gebeten, Mütterchen!«, unterbrach Rasputin die Zarin. »Auch er muss hin und wieder ausruhen.«

Beim Klang seiner tiefen, rauen Stimme fuhr die Zarin zusammen wie unter einem elektrischen Schlag.

»Steh auf, Mütterchen!« Rasputin trat näher und half ihr aufzustehen. »Es ist nicht gut, wenn du dich hier unten Tag für Tag vergräbst.«

»Du bist aus Moskau wieder zurückgekommen, Grigori Jefimowitsch?« Die Zarin ließ sich auf einer Bank nieder. »Das ist gut. Hast du mein Telegramm bekommen? Alexei geht es nicht gut, er ist unruhig, kann nicht schlafen.«

»Er schläft!«, sagte Rasputin. Auf seinem groben Gesicht erschien ein Lächeln und machte es seltsam anziehend, voller Güte und Verständnis. »Ich war bei ihm, habe mit ihm gesprochen und ihn beruhigt. In einigen Tagen wird er wieder herumspringen wie ein kleines Kälbchen.« Er lachte. Laut, dröhnend, das unbeschwerte, fröhliche Lachen eines Mannes, der mit sich und der Welt im Reinen war. Und dann mit einer jener unerwarteten Änderungen in der Stimmung und im Tonfall, die seine Zuhörer immer wieder so sehr verblüfften, faszinierten und erschreckten, scharf flüsternd, mit unheimlich glitzernden Augen:

»Du hättest nicht nach mir rufen sollen, Mütterchen! Weiß ich denn nicht immer, wann ich gebraucht werde? Warum vertraust du mir nicht? Habe ich dir nicht gesagt, dass Alexei nichts geschehen wird, solange ich bei euch bin? Habe ich dir nicht gesagt, dass ich jedes Unheil von euch nehmen werde?«

»Ich vertraue dir, Grigori Jefimowitsch, du darfst nicht böse sein.« Auf dem bleichen Gesicht der Zarin erschienen dunkelrote Flecken wie immer, wenn sie erregt war. »Ich hatte nur Angst ... Kannst du das nicht verstehen?«

»Du sollst keine Angst haben, solange ich über euch wache!« Rasputins Stimme war wieder gütig, verständnisvoll – doch in seinen Augen stand noch immer das unheimliche Glitzern. »Du weißt, warum ich nach Moskau fahren musste!«

»Und?« Die Zarin blickte auf. Von einem Augenblick zum andern schien sie die Verwirrung und Ratlosigkeit von sich abzuschütteln. Ihre Augen waren kalt, und ihre Züge zeigten jene energische Nüchternheit und Willenskraft, die es ihr möglich machten, Nikolaus II. zu beherrschen, als ›Zarin über dem Zaren‹, wie man sie nannte.

»Die Hand des Herrn traf Stolypin gerade zur rechten Zeit. Sein Tod gibt uns die

Möglichkeit, auch unter seinen Freunden aufzuräumen.« Rasputin lachte. Und dann mit einem schlaun Blinzeln in den hellen Augen: »Das russische Volk soll die Wahrheit erfahren. Es soll wissen, wie groß der Kreis der Verschwörer war, auch solcher von hoher Geburt. Stolypin sollte von ihnen als Erster beseitigt werden. Dann wollte man Väterchen Zar ermorden.«

»Ist auch Bjeletzky wieder hier?«

»Er wartet, um dir berichten zu dürfen.«

»Was ist in Moskau geschehen? Ich meine ...« Die Zarin verstummte.

»Du meinst den Österreicher, Mütterchen? Arnsberg? Bjeletzky hat es in Ordnung gebracht.«

»Ich weiß nicht, ob das richtig ist, Grigori Jefimowitsch.« Die Zarin bewegte sich unruhig. »Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht war es notwendig, aber ... Es wird Ärger geben.«

Ein halbes Jahr später, in den ersten Junitagen des Jahres 1912, hatte der deutsche Botschaftssekretär in Petersburg, Baron Gottfried von Eltin, ein seltsames Erlebnis, das ihn noch lange beschäftigen sollte.

Der junge, gut aussehende Diplomat, dem man eine glänzende Karriere voraussagte, stammte von einer begüterten ostpreußischen Familie ab, sprach neben Englisch und Französisch perfekt Russisch und unterhielt ausgezeichnete Verbindungen zu den ersten Kreisen des zaristischen Russland.

Eines Morgens brachte ihm der Diener schon vor dem Frühstück einen versiegelten Umschlag. In einem kurzen Schreiben bat ihn darin Juri Michailowitsch Saburow, ein alter Freund der Familie Eltin, ihn noch am gleichen Tag zu besuchen.

Gottfried von Eltin zögerte nicht, der Aufforderung Folge zu leisten. Er kannte Saburow, einen weit gereisten, gebildeten, in Petersburger Kreisen hoch angesehenen Mann, gut genug, um zu wissen, dass dieser für seine Einladung gute Gründe haben musste. Kurz vor vier betrat der junge Diplomat den Antiquitätenladen, den Saburow in der Liteynistraße betrieb – scheinbar mehr zu seinem Vergnügen als aus pekuniären Gründen, da er sehr vermögend war.

Saburow, ein kleiner, durch seinen leicht verwachsenen Rücken gnomenhaft wirkender Mann mit einem feinen, durchgeistigten Gesicht, einem gepflegten weißen Bart und lebhaften, klugen, immer ein wenig spöttisch wirkenden Augen, begrüßte ihn und führte ihn zu einer Sitzecke im rückwärtigen Teil des Ladens. Er klatschte in die Hände, und Mitka, sein Diener, brachte Cognac und Zigaretten.

Sie tranken, rauchten, plauderten. Minuten verstrichen. Saburow erwähnte jedoch mit keinem Wort den Grund seiner seltsamen Einladung.

Da trat eine junge Frau an dem sich tief verbeugenden Mitka vorbei in den Laden und blickte sich suchend um.

»Entschuldigen Sie mich bitte, es dauert nur eine Minute!« Saburow sprang auf und eilte der jungen Frau entgegen. Er begrüßte sie mit überfließender Herzlichkeit und jener bewundernden Hochachtung, die ein Mann von Welt schönen Frauen auch dann entgegenbringt, wenn er bereits im späten Herbst eines Lebens steht. Dann führte er sie zu einem Tisch und zeigte ihr einige alte Ikonen. Damit sie besser sehen konnte, zündete er den venezianischen Kristalleuchter an.

Gottfried von Eltin starrte die junge Frau fasziniert an.

Sie war gegen Ende zwanzig, ziemlich groß, schlank, mit der Taille eines jungen Mädchens, und sie bewegte sich mit der Grazie, die einer Frau nicht anerzogen werden, sondern nur angeboren sein kann. Ihre Kleidung war von auserlesenem Geschmack und von jener raffinierten Einfachheit, wie man sie nur in erstklassigen Pariser Modesalons anzufertigen versteht. Die fast ein wenig keck wirkende Pelzmütze kontrastierte wirkungsvoll zu ihrem kastanienbraunen, im Licht des Kristalleuchters golden schimmernden Haar. Ihr Gesicht war makellos, ihr Mund zart, die ausdrucksvollen Augen verbargen sich unter langen, dunklen Wimpern. Der einzig sichtbare Schmuck, den sie trug, war ein goldener Ring mit einer von Brillanten eingefassten Elfenbeinschnitzerei.

Mit Saburow sprach sie Englisch. Einmal perlte ihr Lachen auf und erinnerte den jungen Diplomaten an das feine Klingeln aneinandergestoßener Champagnergläser.

Nachdem sie offenbar nicht fand, was sie suchte, führte Saburow sie in den Nebenraum, um ihr auch dort die ausgestellten Werke altrussischer religiöser Kunst zu zeigen.

Gottfried von Eltin stand auf, ging zu einem Bücherregal und tat so, als interessierte er sich für eine alte Turgenjew-Ausgabe. Er wusste wohl, dass er sich nicht korrekt verhielt. Er spähte in den Nebenraum – und sah, wie Saburow mit einer hastigen, verstohlenen Bewegung seiner Besucherin einen Briefumschlag zusteckte, den diese ebenso hastig in ihrem Handtäschchen verschwinden ließ.

Als die Fremde an Gottfried von Eltin vorbeiging, fing er ihren Blick auf. Eine gewisse kühle Neugierde war darin zu sehen, aber auch etwas anderes. Eine stumme Frage? Unsicherheit? Zweifel? Eine fast flehentliche Bitte?

Der junge Diplomat verbeugte sich, sie nickte ihm zu und ging, von Saburow begleitet, hinaus.

»Sie werden sicher wissen wollen ...«, sagte Saburow mit einem feinen Lächeln, »wer diese junge Dame ist. Übrigens habe ich Sie ihretwegen zu mir gebeten ... Nun, es wäre vielleicht besser, wenn wir nach hinten gingen.«

Saburow blickte sich verstohlen um, als fürchtete er, belauscht zu werden. Er führte den jungen Baron in seine kostbar und äußerst geschmackvoll eingerichtete Bibliothek.

»Sie machen es recht geheimnisvoll«, sagte der deutsche Diplomat, nachdem der Diener frische Gläser, Cognac und Zigarren gebracht und sich geräuschlos wieder zurückgezogen hatte. »Fürchten Sie, dass man uns belauscht? In Ihrem eigenen Haus?«

Saburow ließ sich mit der Antwort Zeit. Umständlich schnitt er sich eine Zigarre zurecht. »Die Ochrana hat ihre Augen überall«, sagte er schließlich. »Man kann für niemanden garantieren. Vielleicht ist einer meiner Verkäufer ein Agent. Wer kann das wissen?«

»Ochrana?« Gottfried von Eltin sah überrascht auf. »Was hat diese Frau damit zu tun? Wer ist sie?«

Saburow ging schweigend zum Schreibtisch, holte aus der Schublade eine Zeitung und brachte sie dem Diplomaten. »Die Londoner Times von Ende Mai. Lesen Sie das hier.« Er zeigte auf eine Notiz in der Gesellschaftsspalte.

Gottfried von Eltin las:

Gräfin Christina Maria von Golay, ehemals von Albassy, reiste gestern von Dover nach Calais. Sie wurde von ihrem Sohn, dem elfjährigen Grafen Matthias von Golay, und ihrer Gesellschafterin, der Französin Mme. Tibot, zum Hafen gebracht.

Wie bekannt, war Gräfin Albassy, verw. von Golay, mit dem österreichischen Fürsten Richard von Arnsberg verlobt, dessen mysteriöses Verschwinden in Russland im Herbst vorigen Jahres einiges Aufsehen erregte; die Hochzeit sollte zu Weihnachten stattfinden. Gewissen Gerüchten zufolge steht die oben erwähnte Reise der Gräfin im Zusammenhang mit dem Verschwinden des Fürsten Arnsberg.

Der junge Diplomat faltete die Zeitung langsam wieder zusammen.

»Ich verstehe ... Und was habe ich damit zutun?«

»An Sie, mon cher ami, habe ich aus verschiedenen Gründen gedacht«, sagte Saburow.

»Sie sind diskret, ritterlich, ein Ausländer und ein Junggeselle. Sie sehen sehr gut aus, und Ihr Erfolg bei Frauen ist sprichwörtlich. Dass sich ein Mann wie Sie mit einer Frau wie Gräfin Golay trifft, sich in sie verliebt ... Gibt es etwas Natürlicheres auf der Welt?«

»Ich soll mich ...«

»So ist es«, nickte Saburow. »Jedenfalls sollen Sie so tun, als ob.«

Gottfried von Eltin fing sich wieder. »Wollen Sie mir das nicht bitte näher erklären?«

»Es ist ganz einfach. Sie holen die Gräfin übermorgen gegen vier Uhr nachmittags in ihrem Hotel ab. Sie fahren mit ihr spazieren, zeigen ihr Petersburg ... Sie tun eben das, was jeder Mann an Ihrer Stelle tun würde, wenn er eine schöne Frau ausführt.«

»Und – weiter? Das ist doch nicht alles!«

»Es gibt nur eine einzige kleine Auflage. Sie fahren mit ihr kurz vor neun zur Krestowsky-Insel und kehren dort im Parkcafé ein. Bestellen Sie Schokolade oder eine Flasche Wein, Champagner ... Lauschen Sie der Musik ... Es gibt dort eine ausgezeichnete Zigeunerkapelle. Gegen Viertel nach neun wird Sie die Gräfin verlassen und vielleicht eine halbe Stunde wegbleiben. Fragen Sie nicht, wo sie war, wenn sie zurückkommt. Sie würde es Ihnen ohnehin nicht sagen. Das wäre alles. Wie Sie den Rest des Abends gestalten, bleibt ganz und gar Ihnen überlassen.«

»Sie haben vorhin die Ochrana erwähnt. Hat sie mit dem Verschwinden des Fürsten Arnsberg zu tun?«

»Es ist anzunehmen.«

»Und dieser – Ausflug zu der Krestowsky-Insel steht damit im Zusammenhang?«

»So ist es. Danach werden wir mehr wissen. Ich hoffe es wenigstens.«

»Können Sie mir garantieren, dass ich keine Schwierigkeiten bekomme, wenn ich Ihren Vorschlag annehme?«

»Nein«, sagte Saburow. »Das kann ich nicht.«

»Sie wissen sehr genau, dass ich mir nichts erlauben darf, was mich diskreditieren könnte. Warum wählen Sie also ausgerechnet mich für die Rolle des Begleiters aus?«

»Ich habe es Ihnen gesagt – und ich wüsste niemanden, dem ich mehr vertrauen könnte. Die Maschen des Netzes, das die Ochrana knüpft, sind eng. Es ist verdächtig, wenn sich ein Russe mit einer Ausländerin trifft, von der man weiß, was sie hier sucht. Aus gewissen Gründen doppelt verdächtig, wenn ich das tue. Zwei Ausländer dagegen – mon Dieu, was ist schon dabei?« Saburow machte eine Pause, lehnte sich zurück und sprach weiter, leiser jetzt, als wären seine Worte mehr für ihn selbst als für den jungen Diplomaten bestimmt, der ihm schweigend gegenüber saß: »Sie ist eine tapfere Frau. Ich habe sie vor Jahren in Wien kennengelernt. Fürst Nikolai Wolganow hatte mich ihr vorgestellt ... Später habe ich sie in Paris und London wiedergetroffen. Und Richard von Arnsberg ... Es gibt Menschen, mon ami, denen man ein Mal begegnet, um sie nie wieder zu vergessen. Der Fürst gehört dazu. Es ist die Persönlichkeit, die Kraft, die sie ausstrahlen ...«

»Ich habe von ihm gehört«, warf Gottfried von Eltin ein.

»Es gibt wenige Dinge, die einem Menschen in meinem Alter Zuversicht geben«, sprach

Saburow weiter. »Liebe gehört dazu. Vielleicht ist sie das Einzige, woran man noch glauben kann. An einem Abend in London, als ich zu Gast bei Sir Reginald Brooks war, habe ich gesehen, wie die Gräfin und der Fürst Blicke gewechselt haben. Wie soll ich es beschreiben? Sie brauchten keine Worte, um sich zu verstehen; um sich zu sagen, was sie sich sagen wollten. Mehr noch ... Sie waren eins.«

»Ich glaube, ich kann Sie verstehen«, murmelte Gottfried von Eltin, gegen seinen Willen beeindruckt.

»Sehen Sie – und nun kommt die Gräfin hierher, um selber nach dem Mann zu suchen, den sie liebt. Ihre Liebe gibt ihr das Recht dazu. Sie ist ihre einzige Legitimation. Oder gibt es eine bessere?« Saburow beugte sich vor. »Es ist möglich, dass wir Russen für eine solche Geschichte besonders empfänglich sind. Liebe, Schicksal, Leidenschaft, Tod. Wir reden darüber, unentwegt. Und wir resignieren. Hier aber kommt eine junge Frau, um es, wenn nötig, mit ganz Russland aufzunehmen. Sie hat nicht die geringste Chance. Nicht die geringste. Und trotzdem ... Es gibt Dinge, bei denen man nicht fragen darf, ob sie vernünftig sind oder töricht. Sie entziehen sich unserer Beurteilung, der Atem des Schicksals umweht sie, ein Hauch der Unsterblichkeit ...«

Als Christina aus Saburows Laden kam, riss ein livrierter Kutscher die Tür der wartenden Equipage auf und half ihr einzusteigen.

»Fahren Sie zurück zum Hotel!«, befahl sie und wartete ungeduldig, bis sich der Wagen in Bewegung setzte. Dann zog sie die Vorhänge zu, nahm aus ihrem Handtäschchen den Umschlag, den ihr Saburow zugesteckt hatte, und riss ihn auf.

Sie las:

Wenn es mir gelingt, Baron von Eltin für unseren Plan zu gewinnen, was ich für ziemlich sicher halte, wird er Sie übermorgen, Donnerstag, gegen vier Uhr nachmittags abholen. Während er Sie durch die Stadt führt, spielen Sie die Rolle einer harmlosen, ein wenig verliebten Touristin. So erscheint den möglichen Verfolgern auch der Besuch der Krestowsky-Insel nach acht Uhr abends nur allzu natürlich. Die Insel ist seit je das Ziel Petersburger Liebespaare. Dort werden Sie in das Parkcafé einkehren. Um 21.15 Uhr gehen Sie in den Waschraum und verlassen ihn durch die rückwärtige Tür. Folgen Sie dem Weg, der zur Newa führt. Vergewissern Sie sich, dass Ihnen niemand folgt! An der Newa wenden Sie sich nach rechts. Nach einigen Minuten erreichen Sie ein kleines Fischerdorf. Am Landungssteg für Fischerboote wird Sie ein Mann ansprechen. Auf seine Frage, ob Sie ein Boot für die Überfahrt suchen, antworten Sie ihm: »Ich habe Angst vor Hochwasser.« Daraufhin wird er sagen, die Newa sei nur bei Ebbe gefährlich. Sie können ihm vertrauen. Sein Umgangston ist etwas rau, das soll Sie aber nicht schrecken. Sprechen Sie mit ihm über Ihre Angelegenheit. Prägen Sie sich diese Anleitung genau ein und vernichten Sie sie! Viel Glück!

Christina las Saburows Schreiben dreimal durch. Dann faltete sie den Bogen wieder zusammen und steckte ihn in den Umschlag, mit dem Vorsatz, ihn im Hotel sofort zu verbrennen.